

Das grüne Auto.

Spionage-Roman von August Weich.

(27. Fortsetzung.)

19. Kapitel.

Seit die Baronin Sternburg ihre Schwester zu Gast hatte, fand sich Baron Ephor fast täglich mit irgend einer Ausrede im Hause ein. Seine schönsten Stunden waren es, wenn er mit dem reizenden Mädchen ungehindert plaudern konnte, plaudern von einer Zukunft, wie sie eben nur Glückliche in ihren Träumen erfinden.

Ephor war schon so intim im Hause geworden, daß er unangefordert zu den Mahlzeiten bleiben konnte. Die Abende verbrachte er fast ausschließlich in der angenehmen Gesellschaft der beiden Schwestern.

Der junge Baron hatte für das schöne, feingebildete Mädchen eine tiefe Neigung gefaßt. Sein heißester Wunsch war, sie zu seinem Weibe zu machen. Er träumte von einer Zukunft an ihrer Seite, die ihm alles geben konnte, was ihm das Leben lebenswerth machte.

Leider waren es vorläufig nur Träume und geringe die Aussichten, sie zu verwirklichen. Was hatte er ihr zu bieten, der verwöhnten Tochter des Patriarchen, die in fürstlichem Hause aufgewachsen? Auch war es keineswegs sicher, ob der Oesterreich nicht sehr freundliche Senator seine Werbung besonders begünstigen würde. Aber er war glücklich, unsagbar glücklich, in dieser Zeit des Hoffens und Hartens, denn sein Herz sagte ihm, daß er Maria nicht gleichgültig sei.

Ihre großen, dunklen Augen flammten ihm entgegen, so oft er kam, und bei seinem Händedruck zog ein leichtes Erröthen über ihr liebliches bleiches Gesicht. Wenn es auch nicht ausgesprochen wurde, der Händedruck, mit dem sie sich grüßten, der Blick, mit dem sie sich begegneten, sagte allen, die nicht blind waren, daß diese beiden jungen Menschen einander herzlich guthaben waren.

Maria war dies nicht entgangen, wenn sie auch ihre eigenen Herzensangelegenheiten zu sehr beschäftigten, um dem Paare besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Sie hatte Ephor lieb gewonnen wie einen Bruder. Seine offene, herzliche Art, sein ungeschminntes Wesen, boten ihr die Garantie, daß ihre Schwester an ihm einen liebevollen, zärtlichen, aufmerksamen Gatten finden würde. Und da sie wußte, wie es um das Herz Marias stand, erhob sie nicht nur keinen Einwand, sondern förderte die Angelegenheit, wie sie nur konnte. Auf ihren Wunsch und nur auf ihre Witten keim Vater hatte dieser Maria nach Wien kommen lassen.

Fast jeder zweite Tag brachte Ephor eine Verabredung, wobei er immer zum Cavalier des Mädchens aussersehen wurde. Der Vater war natürlich stets Hauptmann Fernhorn, der Brautigam Metas, der ja den Baron noch von der Schulbank her kannte und ungemein schätzte.

So verbrachten diese vier Menschen wunderbare Abende. Alle vier in stiller, feingebildeter, poigier sie zusammen, wie nur Menschen zusammenpassen können, die dem gleichen Boden entstammen und Welt und Dinge mit den gleichen Augen sehen. Und nach den Plaudereien kamen Augenblicke, wo sie einander voll zärtlicher Rücksichten nicht fürchten. Jedes der Paare war ja glücklich, wenn es eine Zeit stimmungsvoller Alleinsein durchleben durfte.

Wieder hatte man in einem Hotel der inneren Stadt gemeinsam soupiert. Die beiden Herren begleiteten die Damen nach Hause und traten dann gemeinsam dem Heimweg an.

„Hast Du noch etwas vor?“ fragte der Hauptmann seinen Freund.

Ephor nickte.

„Ich habe Doktor Martens versprochen, ins Café Burgfall zu kommen.“

„Noch immer Polizeidiener?“

„Mehr denn je.“

„Sieht's was Neues in der Affäre?“

„Das eben will ich erfahren. Doktor Martens hat heute eine wichtige Aktion unternommen, die vielleicht alles aufklärt.“

„Na — Zeit wär's!“ brummte der Hauptmann.

„Ja — es wäre wirklich an der Zeit,“ seufzte Baron Ephor und dachte dabei an Maria, der er das Versprechen gegeben, nicht zu tauchen, bis die Mörderin Giorgios gefunden sei.

„Schade, daß Du zu ihm hast. Ich habe eine Loge für den Konrad. Wenn Du nichts zu thun gehst, komm.“

Ephor rief aus der Portierloge des Konacher Doktor Martens an und theilte ihm mit, daß er in der Loge No. 17 sich befinde, er möge in das Etablissement kommen, wenn er nichts Besseres vor habe.

Eine halbe Stunde später erschien der Kommissar in Begleitung eines Agenten, dem er einige Worte zusprach, ehe er in die Loge trat.

„Wissen Sie, lieber Baron, daß ich Sie auffordere, heute zum Konacher mitzukommen?“

„Na, dann hat sich's ja gut getroffen. Aber warum denn eigentlich?“

„Die Dame mit dem Armband befindet sich im Hofe. Ich habe Sie bitten wollen, mir sie zu zeigen, respektive, wenn Sie eine unauffällige Gelegenheit ergiebt, mich ihr vorzuführen.“

„Verzeihen Sie, Sie wissen ja noch nichts. Ich meine die Gräfin die Campobello.“

„Dem Hauptmann und Ephor gab es einen Ruck.“

„Hier im Hause soll sie sein?“ fragte der Baron.

„So meldet unser Agent.“

Ephor nahm den Oportguter und musterte die Loge.

In der zweiten Loge von der Bühne erblickte er dann auch die rothblonde schöne Gräfin an der Seite ihres Mannes.

„Dort gibt sie wirklich.“

Doktor Martens griff nach dem Glas.

„Eine pikante Frau. Werden Sie mich ihr vorstellen?“

„Gewiß.“

„Und wann?“

„In der Pause.“

Als die erste Programmhälfte abgeschlossen war, sah der Baron, wie die Gräfin ihre Loge verließ.

Er stand ergriff auf.

„Kommen Sie.“

Die drei Herren schlenderten durch den Logengang, als wollten sie eine kleine Promenade machen.

An dem kleinen Tischchen hinter der Loge No. 2 soupierte die Gräfin mit ihrem Mann.

So war eine Begegnung selbstverständlich. Ephor benutzte die Gelegenheit, die Gräfin zu begrüßen und dem Paare die beiden Freunde vorzustellen.

Die Gräfin war nicht so freudig wie sonst. Sie sah ermüdet, fast krank aus.

Ihre Augen flackerten nervös, und die weiße Schminke, welche sie aufgelegt hatte, konnte die dunklen Ringe unter den Augen ebensowenig verdecken, wie die rötlichen Flecken, welche das Fieber auf ihre Wangen gezeichnet hatte. Sie schien auch keinen Appetit zu haben, denn sie lächelte nur so mit ihrer Zäpfelzuckerei, trank aber häufig zwei Gläser Champagner nacheinander. Nur mit schicklichem Zwang nahm sie an den Vorgängen, wie am Gespräche teil.

Die drei Herren hatten sich, auf die lebenswichtige Aufforderung Campobellos hin, zu dem Paare gesetzt, und der sonst so schweigsame Graf begann, offenbar durch die Umgebung und den Champagner angegeregt, eine flotte Konversation.

Ueber das Varieté schwatzte er, über die schönen Frauen, die er im Saale sah, über das Nachtleben; den französischen Champagner lobte er, speziell die Marke, die er trank und die ihm wirklich sehr zu munden schienen, denn sein Glas wurde jeden Augenblick leer.

Hauptmann Fernhorn und Baron Ephor hatten viele Fragen an ihn zu stellen, um seine Aufmerksamkeit von Doktor Martens, der der Gräfin gegenüber Platz genommen hatte, abzulenken.

Plötzlich hielt der Graf mitten im Gespräch inne.

Er schaute verwundert auf seine Frau, die ihn aber ihre Umgebung vergeffen hatte und schredensbarr auf einen Herrn blickte, der sich über die Brüstung einer Loge beugte und interessiert herüber sah.

„Was hast Du denn?“ fragte der Graf.

Die Gräfin zuckte bei der Ansprache zusammen, frisch sich über Augen und Stirn und sagte bloß: „Mir ist nicht wohl, gehen wir nach Hause! Über gleich!“

„Hast Du schon gegahlt?“ drängte die Gräfin.

Der Graf blickte unwillig zu ihr auf.

„Hast Du schon gegahlt?“ fragte sie nochmals.

„Aber geh, so bleib doch noch ein bißchen!“

Den Grafen traf ein gorniger Blick. Sie griff nach dem Fächer und antwortete hastig:

„Nein, ich muß nach Hause! Du kannst bleiben, wenn Du willst! Baron Ephor wird die Freundlichkeit haben, mich zum Wagen zu führen.“

„Gewiß, Gräfin. Wenn Sie gestatten.“

Der Baron bot ihr seinen Arm an. Campobello ergriff die Hand seiner Frau.

„Ich möchte wirklich noch ein wenig.“

„Bleib nur, bleib!“ unterbrach die Gräfin ihren Mann hastig, der Anstalten machte, sich zu erheben. „Der Baron wird schon so freundlich sein.“

Violetta nickte den drei Herren schüchtern zu und wandte sich rasch ab, um zur Haupttreppe zu gelangen.

Da stand drei Schritte vor ihr der Fremde. Ein sehr eleganter, junger, hübscher Mensch in tadellosem Salonanzug.

Er hatte die Arme über die Brust gekreuzt und blickte die Gräfin ernst und forschend an.

„Gehen wir — durch die — andere Thüre!“ flammte die Gräfin und lehrte dem Fremden den Rücken.

Doktor Martens verließ seinen Platz und stellte sich verträumt, um die Situation genau zu überblicken.

Die Gräfin hatte den Arm des Barons sahnen gelassen und schritt rasch, eilig fast, auf die Seitentür zu.

Ephor folgte ihr auf dem Fuße.

Als sie den ersten Treppenaufgang erreichte, warf Violetta einen schnellen Blick nach rückwärts.

Sie sah, wie der Schatten eines Mannes auf die Glasbrüstung fiel.

Violetta ließ einen leisen Schrei aus und stürzte die Treppe hinunter.

Gleichzeitig hörte man die Thür oben gehen.

Der Fremde beugte sich über das Geländer.

Da er Violetta noch auf den letzten Stufen erblickte, eilte er ihr rasch ins Foyer nach.

„Bleiben Sie bei mir, mir ist ganz schlecht!“ flüchelte die Gräfin Ephor zu und hingte sich schwer in seinen Arm.

„Ich will nur den Wagen rufen lassen.“

„Nein, lassen Sie mich nicht allein!“

Ephor winkte einem Diener und beauftragte ihn, den Wagen der Gräfin vorfahren zu lassen.

In den Minuten, die vergingen, bis der Portier meldete, daß der Wagen bereit sei, umlarmte Violetta trampfhaft den Arm Ephors und starrte unermüdet zu Boden.

Plötzlich trat der Fremde, der dem Paare gefolgt war, auf die Gräfin zu und sagte mit einer leichten Verbeugung gegen Ephor in italienischer Sprache:

„Gardon, aber wenn ich nicht irre —“

„Weite: kam er nicht.“

Die Gräfin war beim ersten Worte aufgeschreckt und richtete sich, fest auf Ephor gestützt, in ihrer ganzen Größe auf.

„Alles Blut war aus ihrem Antlitz gemichen.“

„Ihre Stimme klang rau und heiser, als sie dem Fremden, ohne ihn anzublicken, in die Rede fiel.“

„Sie irren bestimmt, mein Herr, ich kenne Sie nicht!“

„Wirklich nicht?“ gab der Fremde bedeutungslos zurück.

Nun mangelte sich Ephor ins Gespräch:

„Gardon, Sie hören, die Dame kennt Sie nicht. Ich bitte also, Sie nicht weiter zu belästigen!“

Der Fremde zögerte einen Augenblick mit der Antwort.

Er blickte Violetta fest an, gleichsam in der Erwartung, daß sie sprechen werde.

Da sie schweigte, antwortete er in höflichem Tone:

„Jede Belästigung liegt mir fern.“

Der Fremde zog sich mit einer artigen Verbeugung, die wieder nur Ephor galt, zurück und wartete, bis dieser die Gräfin zum Wagen geführt hatte.

Als der Baron in das Foyer zurückkehrte, trat ihm der Fremde in den Weg.

„Cartelane,“ stellte er sich vor.

„Ephor,“ erwiderte der andere mit einer Verbeugung.

„Verzeihen Sie nochmals die Störung von vorn!“ begann Cartelane in etwas gebrochenem, aber doch sehr gut verständlichem Deutsch. „Aber ich glaube in der Dame, die Sie zum Wagen geleitet haben, eine alte Bekannte wiederzufinden, und wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir sagen, wer die Dame war.“

„Gardon, ich habe doch den Namen richtig verstanden? Cartelane, nicht? Vielleicht Oberleutnant Ernst von

Cartelane?“

„So heißt ich, aber woher wissen Sie das?“ fragte der Italiener erstaunt.

„Haben Sie vielleicht der Baronin Sternburg vor ungefähr vierzehn Tagen einen Brief geschrieben, worin Sie von Ihrem Freunde Castellani sprachen?“

„Allerdings, mein Herr, Sie sehen mich daraus verstanden, daß die erste zufällige Wiener Bekanntschaft mir Jemand zuführt, der meine Briefgeheimnisse kennt.“

„Eben Sie doch dem Herrn Leo unterbroch das Gespräch Doktor Martens, der unmittelbar nach der Gräfin die Gesellschaft verlassen hatte und über die Haupttreppe ins Foyer geeilt war.“

Ephor vermittelte die Bekanntschaft der beiden Herren und fuhr dann fort:

„Sie glauben gar nicht, wie ich den Zufall preise, der mir Sie in den Weg geführt hat. Sie müssen nämlich wissen, daß wir alle nur den lebhaftesten Wunsch haben, Näheres über jene Frau zu erfahren.“

(Fortsetzung folgt.)

Das alte Justizrat Vorberg pflegte wenn man ihn nach Menschen und Dingen fragte, die nur noch in seiner Erinnerung lebten, die folgende Episode zu erzählen.

Bis in die zwanziger Jahre lebte in einem kleinen thüringischen Nest in äußerster Zurückgezogenheit ein pensionierter sächsischer Hauptmann. Die nächsten Nachbarn wußten nichts von ihm, als daß der Graf, der fast völlig gelähmt, von einer Verwandten wie ein Kind gepflegt werden mußte. Invalide von Dreizehn Jahren und eigentlich mehr zu den Toten von Leipzig als zu den Lebendigen gehörte.

Das hatte seine Nichtigkeit. Aber niemand hätte sagen können, welche furchtbare Verblümmung ihn unter die Kruppe geworfen habe. In der Tat hatte keine Regel ihm niebroderissen, kein feindlicher Pöbel ihn gestreift. Mit heiler Haut war er vom Platz getragen worden. Die Schande hatte ihm die gefunden Knochen im Leibe von innen heraus zerfressen. Das war so gekommen:

Jedes Schicksal weiß, daß in der Schlacht bei Leipzig ein paar laufende Sächsen von Napoleon zu den Verbündeten übergegangen sind. Es will nicht darüber reden, warum sie es taten. Die Hauptkader wurden gefangen sein, doch langunterdrückter Ingrimm schickte endlich Luft machte. Ein Feldmarschall ist's nicht gewesen. Ihr König hat von nichts gemerkt. Der hat sich von Napoleon nachschießen lassen bis zuletzt. Am andern Morgen erst, als zum Rückzug geblasen wurde, hat der Kaiser dem Friedrich August beim „Leber“ gesagt, es stünde schlecht mit der „Bataillon“, das Nöbere würde ihm Friedrich Wilhelm von Preußen nicht persönlich sagen, er selbst habe keine Zeit dazu. Und kurz darauf hat der betrogene König ganz verblümt mit abgezogenem Hut vor dem Sieger gehandelt, der nicht an die Krenne gerührt hat.

Aber ich will nicht von den Sächsen und ihrem Könige reden, sondern von dem Hauptmann von Vellin. Das war eigentlich kein Sack, sondern ein nachgeborener deutscher Altkamerad aus Schwedisch-Pommern. In den letzten Jahren des alten Fritz war er als blutjunger Leutnant unter höchster Ungnade aus dem preussischen Heeresverband entlassen worden. Eine Schurkelei im Spiel gewesen, und der Dummejüngentrick lohnte das Erzählen nicht. Arm wie eine Kirchenmaus hat er seinen abigen Degen in eine sächsische Scheide gehängt und unter Friedrich August sein Fell verpackt.

Bei Jena hat er noch einmal Seite an Seite mit seinen alten Kameraden kämpfen dürfen, dann mußte er es sitzen gegen Stirn. Wie es in seinem Herzen rumpelt hat, als die Sächsen gegen die Preußen zogen, danach hat niemand gefragt. Der sächsische König hat befohlen, und der sächsische Offizier hat seine Schuldbüchlein gelassen. Damit basta. Viel Dank hat er nicht gehabt, aber ein langsameres Wacernent. Als Groutopf noch hat der Pommer die abgetragenen Hauptmannspalten auf den Schultern gehabt.

Da ist der Völkterfrühling 1813 mit Nacht über die deutschen Lande gekommen. Und auch in dem alten Pommernhergen sind wundernde Triebe aufgegangen, aber sie haben mehr als Dornen getragen, die ihm inwendig die Brust zerfanden. Nicht einmal die Gedantenlände hat er durchgehen lassen, auf die Niederlage seines Königs zu gehen. Und als er das brennende Gefühl doch nicht in sich ausbreiten konnte, hat er's wie ein Brandmal auf seiner Soldatenehre empfunden. Niemand hat ihm anfehen können, daß er im Innern ein Rebell gegen den König war, auf dessen Fährnis er eingelassen war. Ingrimig hat der baumstarke Mann seine Pflicht auf dem Stiernaden getragen.

So ist's gekommen, daß die anderen, denen das Blut die rebellischen Wünsche struppelofen durchs

Herz trieb, sich vor ihm verschlossen. Und als es vor Leipzig nach den Stürmen der ersten Schlachttag in den Lagerfeuern abgetaktet wurde, daß man mitten im Feuer zu den deutschen Brüdern übergeben würde, wenn der Herrgott günstige Stunden auf der Schlachttuhr zeigt, hat kein Kammer den Weg zu seinem Ohr gefunden. „Den Vellin müssen wir mitnehmen oder umreißen,“ hat einer der Kameraden von ihm gesagt. Der verschlossene Mann galt als Freundschaftsfeind.

So hat der Hauptmann von Vellin an dem Tag vor Bunsdorf gelegen und seine Pflicht getan. Ein großer Schlachtentag ist er sein Lebtag nicht gewesen und die löfende Sprache der Völkterbrandung in der zweiten Ebene hat er nicht deuten können. Ihm genühten die paar Quadratfuß Erde, auf die ihn Vellin und Ehre stellen, und dort hand er breitbeinig und ohne zu wanken. Doch es in ihm immer wilder tobte, konnte ihm keine Ruhe geben. Er vermochte sich's wohl nicht mehr zu verheimlichen, daß er keinen glühenderen Wunsch habe, als daß jetzt, jetzt ein preussischer Grenadier mit rauchender Fahne über seine Brust vorwärtsstürme, aber hätte mit Säurefäusten um die Adlerstandarte für seine Soldatenehre gerungen. Mit aufeinandergepöbelten Föhnen feuerte er unermüdetlich und wild seine Sächsen zum Überleben an.

Da plötzlich brach das Unerhörte unvorhergesehen und beläufig über ihn herein. Das Feuer der sächsischen Vellin schloß. Die Musketen spielten. Die Offiziere sprangen vor die Front. Kommandos klangen. Die Reihen schwenkten ein wie zur Parade. Die Gespanne rissen die Geschütze aus den Berkschunagen. Die sächsischen Bataillone gingen mit fliegenden Fahnen zu den Vetretern Deutschlands über. Der Hauptmann von Vellin preßte die Hände krampfhaft gegen die Brust. Er verstand nicht, was um ihn her vorging. Jemand schrie neben ihm: „Vorwärts für Deutschland!“ Jemand rief ihm am Arm vorwärts. Da klang der Ruf wieder. Taufende schrien ihn hülflos, frohig und jauchzend in das Getöse.

Nun verlor er. Alles Blut schoß ihm zu Kopf. Aber er wehrte sich nicht. Taumelnd wie im Traum schritt er vorwärts. Er fühlte die Erschlagung. Er konnte sie fühlen, weil er sie nicht gerufen hatte. Sie war da und verwegmächtige ihn. Er deserteierte nicht. Etwas Gemotisches besaß sich, das der Einzelne nicht veranwortete. Ein einzelner kann befehligen, hier war kein Einzelner. Hier waren Taufende. Hier war ein Volk. Ein Volk befehlerte nicht. Ein Volk hat Gottesgeheimnis.

„Vorwärts für Deutschland!“ Wie ein Ausruf kam es über den Grautopf. Er überließ nicht, was sich zutrug. Das Ereignis wuchs ihm ins Kniegelenk, Ungemessene. Ein Elementarereignis brach über die Franzosen herein wie eine Einstüt über ein Erdbeben — ungerufen, ungeachtet und unwillkürlich.

Der Hauptmann von Vellin war mit einem Mal wieder jung. Er war nicht mehr der sächsische Hauptmann. Dort flohen die preussischen Adler durch Rauch und Blut. „Vorwärts für Deutschland!“ Der Leutenant des großen Friedrich war erwaucht und hatte den sächsischen Hauptmann niedergeworfen. Mit wildschlappenden Pulsen ließ er sich vorwärtsstreifen.

Da kamen die Taufende von Benignens Vellin ins Stoden. Adjutanten sprangen herüber. Ein hoher Offizier preschte heran. War er ein Preuze? Ein Russe? War es Benignens selbst? Sein Arm fuhr mit befehlshaberischer Geste durch die Luft. Kommandoworte schallten. Ein Ruck ging durch die zusammengebrängten Reihen der Sächsen. Ein Murren ließ durch die Massen. Erregt, zornig, entrüstet, erbittert klangen hundert Stimmen durcheinander.

Was ging da vor? Der Hauptmann von Vellin stürzte vor. Leidenschaftlich erregt drängte er sich in den Kreis der Kommandierenden. Was ging hier vor?

Do hörte er ein paar Worte. Nur ein paar aus dem Zusammenhang gelassene Worte, aber sie sagten alles. Ein sächsischer Major hatte sie gesprochen und zornig dabei die Degenscheide auf die Erde gehoben: „Sind wir Hundesfütter? Hinter die Gräben? Nicht mitkämpfen dürfen — es ist...“

Hauptmann von Vellin hörte nicht weiter. Alles verschammte um ihn. Er wußte genug. Man achte sie nicht wert. Seite an Seite mit ehrlichen Soldaten zu kämpfen. Sie waren Leberläufer, Ausreißer, kriegerische Deserteure, Hundesfütter... Er fühlte keinen Augenblick etwas von dem wogenden Jörn, der in den endern aufschwoll. Er empfand die Verhumpfung, den Schlag ins Gesicht wie sie, aber es peitschte ihn nicht auf, es zerfammerte ihn. Ihn ermutigerte nicht die Züchtigung, gegen die er wehrlos war wie ein Schandbube vor dem Büttel.

Der milde, tolle Traum war vorüber. Es war kein Volk mehr um ihn, das Gottesgeheimnis hielt. Die brauende, gewaltige Waffe schmolz zu einem Krüppel zusammen. Ein paar tausend Gefangene, weiter nichts. Der Leutnant des alten Fritz war wieder in Nichts zerfallen. Hier war nur noch ein ehrergeraffener sächsischer Offizier, den man hinter die Kommandanten abschob.

Der Hauptmann von Vellin fühlte, wie etwas Furchtbares, Tödtliches sich aus seiner innersten Brust freisetzen herauspöbelte. Die Schande padte ihm mit klammernden Föhnen an der Kehle und erwürgte ihn. Ein widerwärtiger Blutzerschmack quoll in der Gurgel auf. Reue und Tralle er mit beiden Händen in den Uniformfalten, sich Luft zu schaffen. Krachen und Gestöh waren blutrot und gedanklos in sich zusammen und schling trachend, im Sturz Degen und Schweißerschmettern, zu Boden. Ein paar Kameraden hoben ihn auf und trugen ihn hinter Bennignens Linien zurück. Das Gesicht des Hauptmanns war aschfahl, als stünde unter der Haut geronnenes Blut. Vergebens suchte der Feldarzt nach einer Verwundung. Ein Schlaganfall hatte den Vellin niedergeworfen.

Der Hauptmann von Vellin lebte nur noch auf, um als Krüppel hinaufgeführt. Er blieb Zeit seines Lebens gelähmt.



Ein Abendumhang, der „anders“ ist. Etwas ungewöhnliches und reizendes in Farben ist dieser neue Abendumhang. Der eigentliche Umhang ist aus Rosenbogen flauen Broadcloth, mit einem Futter von weichem Satin überzogen. Das eigentümlich geformte Cape fällt hinten und vorne bis zu den Hüften und bildet den besond. hervorstechenden Teil des Umhanges. Die über dem Cape angebrachten Nevers aus schwarzem Satin sind räumig mit Hermelin eingefasst; der Pelz ist zweifach angebracht, so daß die schwarzen Schwänze gleichmäßig streifen bilden. Ein Hermelinbogen und breites Goldband aus schwarzem Satin mit Quasten an den Enden vervollständigen den Umhang.

paar tausend Gefangene, weiter nichts. Der Leutnant des alten Fritz war wieder in Nichts zerfallen. Hier war nur noch ein ehrergeraffener sächsischer Offizier, den man hinter die Kommandanten abschob.

Der Hauptmann von Vellin fühlte, wie etwas Furchtbares, Tödtliches sich aus seiner innersten Brust freisetzen herauspöbelte. Die Schande padte ihm mit klammernden Föhnen an der Kehle und erwürgte ihn. Ein widerwärtiger Blutzerschmack quoll in der Gurgel auf. Reue und Tralle er mit beiden Händen in den Uniformfalten, sich Luft zu schaffen. Krachen und Gestöh waren blutrot und gedanklos in sich zusammen und schling trachend, im Sturz Degen und Schweißerschmettern, zu Boden. Ein paar Kameraden hoben ihn auf und trugen ihn hinter Bennignens Linien zurück. Das Gesicht des Hauptmanns war aschfahl, als stünde unter der Haut geronnenes Blut. Vergebens suchte der Feldarzt nach einer Verwundung. Ein Schlaganfall hatte den Vellin niedergeworfen.

Der Hauptmann von Vellin lebte nur noch auf, um als Krüppel hinaufgeführt. Er blieb Zeit seines Lebens gelähmt.

Der Hauptmann von Vellin lebte nur noch auf, um als Krüppel hinaufgeführt. Er blieb Zeit seines Lebens gelähmt.

Der Hauptmann von Vellin lebte nur noch auf, um als Krüppel hinaufgeführt. Er blieb Zeit seines Lebens gelähmt.

Der Hauptmann von Vellin lebte nur noch auf, um als Krüppel hinaufgeführt. Er blieb Zeit seines Lebens gelähmt.

Der Hauptmann von Vellin lebte nur noch auf, um als Krüppel hinaufgeführt. Er blieb Zeit seines Lebens gelähmt.

Der Hauptmann von Vellin lebte nur noch auf, um als Krüppel hinaufgeführt. Er blieb Zeit seines Lebens gelähmt.

Der Hauptmann von Vellin lebte nur noch auf, um als Krüppel hinaufgeführt. Er blieb Zeit seines Lebens gelähmt.

Der Hauptmann von Vellin lebte nur noch auf, um als Krüppel hinaufgeführt. Er blieb Zeit seines Lebens gelähmt.

Der Hauptmann von Vellin lebte nur noch auf, um als Krüppel hinaufgeführt. Er blieb Zeit seines Lebens gelähmt.

Der Hauptmann von Vellin lebte nur noch auf, um als Krüppel hinaufgeführt. Er blieb Zeit seines Lebens gelähmt.

Der Hauptmann von Vellin lebte nur noch auf, um als Krüppel hinaufgeführt. Er blieb Zeit seines Lebens gelähmt.

Der Hauptmann von Vellin lebte nur noch auf, um als Krüppel hinaufgeführt. Er blieb Zeit seines Lebens gelähmt.

Der Hauptmann von Vellin lebte nur noch auf, um als Krüppel hinaufgeführt. Er blieb Zeit seines Lebens gelähmt.

Der Hauptmann von Vellin lebte nur noch auf, um als Krüppel hinaufgeführt. Er blieb Zeit seines Lebens gelähmt.

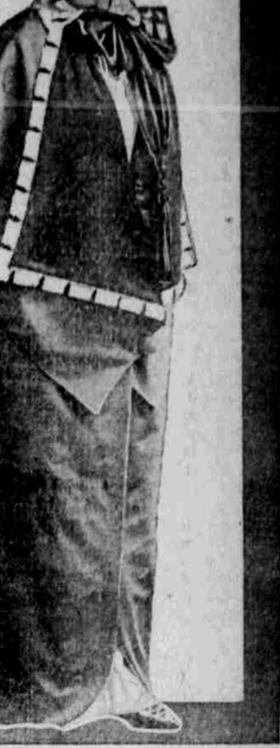
Der Hauptmann von Vellin lebte nur noch auf, um als Krüppel hinaufgeführt. Er blieb Zeit seines Lebens gelähmt.

Der Hauptmann von Vellin lebte nur noch auf, um als Krüppel hinaufgeführt. Er blieb Zeit seines Lebens gelähmt.

Der Hauptmann von Vellin lebte nur noch auf, um als Krüppel hinaufgeführt. Er blieb Zeit seines Lebens gelähmt.

Der Hauptmann von Vellin lebte nur noch auf, um als Krüppel hinaufgeführt. Er blieb Zeit seines Lebens gelähmt.

Der Hauptmann von Vellin lebte nur noch auf, um als Krüppel hinaufgeführt. Er blieb Zeit seines Lebens gelähmt.



Ein Abendumhang, der „anders“ ist. Etwas ungewöhnliches und reizendes in Farben ist dieser neue Abendumhang. Der eigentliche Umhang ist aus Rosenbogen flauen Broadcloth, mit einem Futter von weichem Satin überzogen. Das eigentümlich geformte Cape fällt hinten und vorne bis zu den Hüften und bildet den besond. hervorstechenden Teil des Umhanges. Die über dem Cape angebrachten Nevers aus schwarzem Satin sind räumig mit Hermelin eingefasst; der Pelz ist zweifach angebracht, so daß die schwarzen Schwänze gleichmäßig streifen bilden. Ein Hermelinbogen und breites Goldband aus schwarzem Satin mit Quasten an den Enden vervollständigen den Umhang.

paar tausend Gefangene, weiter nichts. Der Leutnant des alten Fritz war wieder in Nichts zerfallen. Hier war nur noch ein ehrergeraffener sächsischer Offizier, den man hinter die Kommandanten abschob.

Der Hauptmann von Vellin fühlte, wie etwas Furchtbares, Tödtliches sich aus seiner innersten Brust freisetzen herauspöbelte. Die Schande padte ihm mit klammernden Föhnen an der Kehle und erwürgte ihn. Ein widerwärtiger Blutzerschmack quoll in der Gurgel auf. Reue und Tralle er mit beiden Händen in den Uniformfalten, sich Luft zu schaffen. Krachen und Gestöh waren blutrot und gedanklos in sich zusammen und schling trachend, im Sturz Degen und Schweißerschmettern, zu Boden. Ein paar Kameraden hoben ihn auf und trugen ihn hinter Bennignens Linien zurück. Das Gesicht des Hauptmanns war aschfahl, als stünde unter der Haut geronnenes Blut. Vergebens suchte der Feldarzt nach einer Verwundung. Ein Schlaganfall hatte den Vellin niedergeworfen.

Der Hauptmann von Vellin lebte nur noch auf, um als Krüppel hinauf